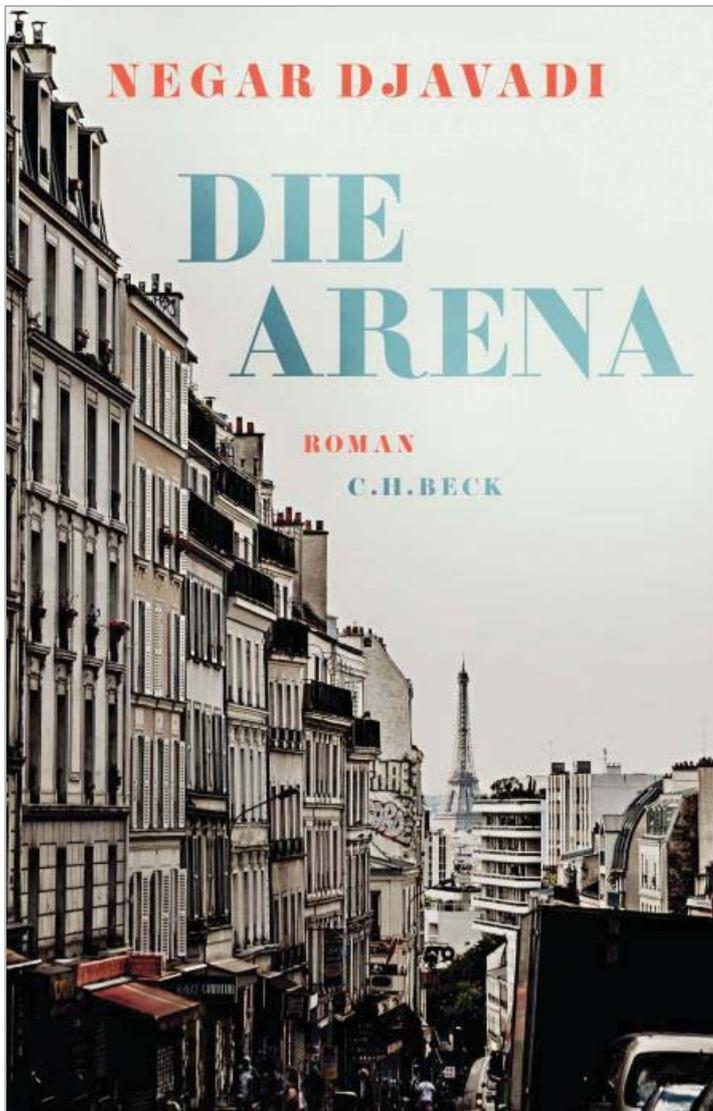


Unverkäufliche Leseprobe



**Négar Djavadi**  
**Die Arena**

2022. 463 S.  
ISBN 978-3-406-79126-0

Weitere Informationen finden Sie hier:  
<https://www.chbeck.de/33757039>

© Verlag C.H.Beck oHG, München  
Diese Leseprobe ist urheberrechtlich geschützt.  
Sie können gerne darauf verlinken.

Négar Djavadi

# DIE ARENA

*Roman*

*Aus dem Französischen  
von Michaela Meßner*

C.H.BECK

Titel der französischen Ausgabe:  
Arène  
Copyright © 2020 Négar Djavadi  
Erschienen bei Liana Levi, Paris, 2020

Die Übersetzung wurde gefördert durch ein Stipendium der  
VG WORT im Rahmen von NEUSTART KULTUR.



Die Beauftragte der Bundesregierung  
für Kultur und Medien

Für die deutsche Ausgabe:  
© Verlag C.H.Beck oHG, München 2022  
[www.chbeck.de](http://www.chbeck.de)  
Umschlaggestaltung: [geviert.com](http://geviert.com), Nastassja Abel  
Umschlagabbildung: Belleville district, Paris  
© Peeter Viisimaa, GettyImages  
Satz: Fotosatz Amann, Memmingen  
Druck und Bindung: Druckerei C.H.Beck, Nördlingen  
Gedruckt auf säurefreiem, alterungsbeständigem Papier  
Printed in Germany  
ISBN 978 3 406 79126 0



klimaneutral produziert  
[www.chbeck.de/nachhaltig](http://www.chbeck.de/nachhaltig)

## **Vorbemerkung der Autorin**

Pariskundigen, vor allem denen, die den Ostteil der Stadt kennen, wird auffallen, dass ich mir bei den Ortsbeschreibungen und geografischen Besonderheiten der Viertel einige Freiheiten herausgenommen habe. Diese Erfindungen, Änderungen und Anpassungen sind absichtlich und gewollt. Der Realismuseffekt sollte uns nicht vergessen lassen, dass diese Orte integraler Bestandteil eines fiktionalen Werkes sind. Ganz wie die Figuren, die darin entwickelt werden. De facto gilt auch hier die Standardformel: Jede Ähnlichkeit mit lebenden oder real existierenden Personen etc., etc.

## *Präludium*

Das Ende ist das Schlimmste, nein, der Anfang ist das Schlimmste, dann die Mitte, dann das Ende, am Ende ist das Ende das Schlimmste [...].

*Samuel Beckett, Der Namenlose*

Hätte seine Mutter nicht schreiend die Tür zu seinem Zimmer aufgestoßen, er wäre nie nach draußen gegangen. Drei Tage liegst du jetzt schon hier rum Liegst wie ein Weichtier aufm Bett, starrst die Decke an und lässt mich alles machen Deine Schwester hat noch Fieber Ich habe die Bettwäsche heute Morgen schon zum Trocknen in den Waschsalon gebracht Ich hab dir gesagt, du sollst sie holen Hab ich das gesagt oder nicht? Was? Heute Morgen schon! HAB ICH'S DIR GESAGT ODER NICHT?

Er war aufgestanden, noch bevor sie, wie sonst immer, vor Erschöpfung oder aus Frust zu heulen anfing, niedergedrückt von der Last eines Lebens, in dem ständig alles schief lief. Drei Kinder allein großziehen, dann noch die Arbeit in der Schulkantine und die beengten Wohnverhältnisse, die Feuchtigkeit in den Wänden, die Risse, das Leck im Heizkörper, die Asthmaanfänge, das Ekzem. Niemand hatte sie darum gebeten, drei Kinder in die Welt zu setzen, das war einfach so passiert. Aber sichtbarer war sie dadurch nicht geworden. Jetzt, mit siebenunddreißig, war das Maß voll, ihre Geduld endgültig aufgebraucht, und der Rest auch.

Er wusste das alles. Schon als kleiner Knirps wusste er Bescheid. Seine Mutter machte sich ja keinen Begriff, wie genau er sie beobachtete. Und er gab sein Bestes, ihr das Leben zu erleichtern. Manchmal zeigte sie ihm ihre Anerkennung, vor allem vor den

Nachbarinnen, mit einem freudigen Lächeln, bei dem ihre Augen nur noch zwei leuchtende Schlitze waren. Na also. Endlich hab ich einen Mann im Haus!, gluckste sie und sah ihn von der Seite an. Sechzehn Jahre und mindestens zehn Zentimeter größer als sie. Wer weiß, vielleicht hatte sie ihn deswegen großgezogen, damit wenigstens er sich um sie kümmern würde, nicht wie die beiden Sprücheklopfer, die sie geschwängert hatten, und dann bye bye. Wie auch immer, ja, er gab sein Bestes. Holte den kleinen Bruder von der Schule ab, ging mit der kleinen Schwester zum Kinderarzt, baute das Etagenbett auf, machte den verstopften Abfluss wieder frei. Als er gesagt hatte, er kümmere sich jetzt auch um die Einkäufe und die Rechnungen – Ich bezahl das, M'man, mach dir mal darum keine Sorgen mehr –, hatte sie nichts gesagt. Keine Fragen gestellt.

Er selbst hatte auch keine gestellt, als Rotor ihm mit seinen Wurstfingern die Scooterschlüssel hingehalten hatte. Er hatte nur gespürt, wie ihm das Herz fast die Brust zerriss, wie ihm das Adrenalin heiß in den Bauch schoss. Er hatte es geschafft, scheiße aber auch, er hatte es geschafft!

«Nimm! Du fährst, okay?»

«Logo!», hatte er geantwortet und sich die Schlüssel geschnappt, die vor seiner Nase baumelten.

«Und du (Rotor hatte sich zu Diz umgedreht), du flackst dich hinter ihn, dann wartest du, bis du auf seiner Höhe bist, und dann machst du ihn alle ... Hey, ich rede mit dir!»

Jedenfalls gab es keine offenen Fragen. Das war die Revanche für den Fight in der Rue des Chauffourniers vor zwei Wochen. Jetzt waren sie am Zug. Cité Rouge gegen Grange-aux-Belles. Ihm waren sie völlig wurscht, diese ganzen Geschichten um die Banden oder die Gangs, oder wie auch immer man die Schublade nannte, in die man sie steckte, nur weil sie auf der Straße rumlungerten. Er

könnte wetten, dass keiner mehr weiß, wie's angefangen hat. Die Hood, das Dope, das Dope, die Hood. Kann gut sein, dass er da noch gar nicht geboren war. Solange du außen vor bist, siehst du nichts. Du spazierst durch die Gegend, guckst dich um, Bäume, Läden, Restaurants, ein Naturalia, und glaubst, alles ist gut. Aber das wird schnell Chicago hier, wenn du dich ein bisschen länger umguckst und wirklich die Augen aufmachst. Vor allem, wenn es Nacht wird. Er denkt oft an das Referat, das seine ganze Schulklasse in der Achten schreiben musste. Sein Viertel lag an der Schnittstelle zwischen vier Pariser Arrondissements: dem 10., dem 11., dem 19. und dem 20. 70 % Großwohnsiedlungen, 43 % steuerfreie Haushalte, 25 % der Bevölkerung unterhalb der Armutsgrenze. Und keine Gemeinschaft ist davon ausgenommen: Weiße, Schwarze, Juden, Araber, Chinesen, Inder, Sri-Lanker, Kariben, sie alle haben ihr Päckchen zu tragen. Was die widerlichen Tunnel, durch die sie sich jeden Tag kämpfen mussten, eigentlich schon erklären dürfte. Der Pissegestank im Hof. Die Aufzüge, die monatelang außer Dienst waren. Die Schaben, die in den Wänden hockten. Die Suffköpfe, die auf dem Gehsteig abhingen. Die Spritzen bei den Mülltonnen. Die Schlägereien. Die Angst. Die Einsamkeit.

Wie auch immer, er weiß nur, dass das hier sein Zuhause ist. Das ist sogar die einzige Gewissheit in seinem Leben. Nicht bloß sein Viertel. Sondern sein Land. Sein Königreich und sein Käfig. Er war im Louvre gewesen, auf dem Eiffelturm, im Jardin du Luxembourg, im Invalidendom, in den Theatern, in Konzerten, aber nur mit der Schule. Sonst rührt er sich nicht vom Fleck. Was sollte er auch tun?

Vor dem Verlassen der Wohnung sah er ein letztes Mal nach seiner Mutter, die gerade 3-Minuten-Schnellkochnudeln ins Sieb kippte. Er musterte ihr Gesicht, das hinter dem Wasserdampf verschwand, und sagte sich: Sie wird sich umdrehen, wird merken, dass ich die Flatter habe, und mich bitten zu bleiben.

Aber nein. Sie war echt sauer. Und wenn sie echt sauer ist, dann kapiert sie nichts mehr. Worauf wartest du. Na los. Geh sie holen! Heute Abend hat sie es aber auch mit ihrer Bettwäsche! Wahrscheinlich wurde sie schon geklaut, die Scheißbettwäsche. Er hatte schon erlebt, dass Leute den Waschmittelspender im Waschsalon einschlugen, nur um an fünf Gramm Waschmittel für einen Euro ranzukommen. Und Bettwäsche erst!

Mensch, Gabriel, jetzt GEH SCHON!

Und da ist er gegangen.

Er zögert, bevor er die Tür des Wohnblocks aufzieht, die in den Hof führt. Er denkt, er könnte noch einen Moment dableiben, im Treppenhaus, und dann wieder zurückgehen und ihr verkünden, womit sie sowieso rechnen muss. Siehst du? Man hat mir meine Bettwäsche geklaut! Hab ich dir heute Morgen etwa nicht gesagt, dass du sie holen gehen sollst, Gabriel? JA ODER NEIN?

Und morgen?

Er konnte sich ja nicht sein ganzes Leben lang hier verkriechen.

Die Angst war schon immer da, wie eine Blase in seinem Bauch. Er wusste, dass sie eines Tages platzen würde, um ihr Gift in seine Adern zu jagen. Alle wissen das, auch wenn sie so tun, als wär nichts. Es hat ihn nicht davon abgehalten, sich den Scooterschlüssel zu schnappen. Du fährst, hat Rotor gesagt. Ergebnis: Die Dreckskerle aus Grange-aux-Belles hatten Diz an die Bullen verpiffen. Der wurde am nächsten Abend verhaftet, wegen Mordes. Aber er nicht. Ihn hatten sie sich aufgehoben. Man musste bei der Abrechnung schließlich genau auf die Reihenfolge achten, nicht wahr? Eine Frage des Respekts und der Ehre. Und vor allem der Macht. Außerdem kennt er sie alle, die ganze Bande, ist mit ihnen aufgewachsen, bevor seine Mutter, die sich jahrelang bei der Stadtverwaltung die Beine in den Bauch gestanden hat, diese Wohnung bekam und sie umgezogen waren. Dieselbe Schule, derselbe Jugend-

klub, dieselben Sonntagnachmittage im Stadion in der Rue Albert-Camus, Fußballspielen mit einem Ball, den man beim Paki auf dem Boulevard de la Villette gekauft hatte.

Er lässt seinen Blick über den Hof schweifen, aufmerksam wie ein Tier auf der Pirsch. Der Hof liegt dunkel da, still. Nichts Besorgniserregendes. Ein lauer Ragoutgeruch hängt in der Luft. Er würde gern was Leckeres mit einer dicken warmen Soße essen. Mit Auberginen, genau. Aubergine hat er erst einmal gegessen, hat ihm aber sehr geschmeckt.

Er geht langsam. Einen Schritt nach dem anderen. Imposant und massiv erheben sich zu beiden Seiten mindestens dreihundert Meter lang Wohnblöcke. Die Cité Rouge. 430 Sozialbauwohnungen. Schon 1930, als sie gebaut wurden, war «Sparen» die Devise. Roter Backstein, völlig schmucklos zusammengesteckt, wie Kapla-Steine, solide genug, um darin bis ans Ende aller Zeiten Familien aufeinanderzustapeln. Scheint so, als wäre der Architekt, der die Sache geplant hat, mitten im Bau in Rente gegangen, sie stand wohl schon von Anfang an unter einem guten Stern, diese Cité! Egal, es gab mal eine Zeit, in der er hier ziemlich selbstbewusst aufgetreten war. Eigentlich vor fünf Tagen erst, aber es kommt ihm so vor, als sei das schon ein Jahrhundert her!

Der Hof ist so ruhig, dass er sein Herz gegen den Brustkorb hämmern hört, als würde es hoffen, dass man ihm die Tür aufmacht, damit es fliehen kann. Auf seinen Haarwurzeln liegt eine hauchdünne Schweißschicht. Ist es irgendwie besonders warm für Ende Januar oder liegt es daran, dass er von innen heraus brennt?

Als er den Eingangszaun erreicht, stellt er sich vor, wie er bis zum Waschsalon geht und dann weiter bis zum Pizzaladen auf der anderen Seite der Avenue, sich dort ein Stück Margherita bestellt und mit Atil, dem Verkäufer, redet. Eine Margherita mit einer Extraportion Käse drauf, genau, und eine Coca mit Eiswürfeln. Er

hatte sich geschworen, den Laden eines Tages zu kaufen und in einen Friseursalon zu verwandeln. Er hatte sogar schon angefangen, Geld beiseitezulegen, weil er mit seinem kleinen Bruder und seinen Homies den zehnten Geburtstag mit einem Laserspiel feiern wollte.

Als er sich gerade sagt, dass er vielleicht besser nicht am Müllraum vorbeigeht, ist es schon zu spät. Ein Arm legt sich ihm um den Hals und zieht ihn nach hinten. Eine Klinge sticht ihn in den Rücken, dass ihm die Luft wegbleibt. Und plötzlich dreht sich die Welt auf den Kopf.

Sie sind zu zweit auf ihm drauf. Einer drückt ihm das Gesicht mit dem Schuh auf den Boden, damit er nicht schreit, und der andere macht ihn kalt... Er glaubt, Malik zu riechen, ein Geruch nach nassem Trainingsanzug. Ein anderer steht im Hof Schmiere. Muss sein. Nach acht Stichen nimmt der Schmerz ihn vollkommen in Beschlag und er verliert das Bewusstsein.

Jetzt nimmt er sie durch den feuchten Spalt in seinem linken Auge wahr. Verschwommene Schatten, die zum Eingangszaun der Cité huschen. Hoodies. Kapuzen auf dem Kopf. Silbernes Nike-Zeichen auf dem Rücken. Alle drei Oder nur einer und er sieht alles dreifach. Seine alten Bros. Der kleine Hof der Vicq-d'Azir-Schule. Die Bonbons in der Boulangerie. Die Basketballspiele auf dem Square Juliette-Dodu.

Er will um Hilfe rufen, aber es gelingt ihm nicht. Sein ganzer Körper scheint in einer zähen Flüssigkeit zu versinken. Er will nicht wissen, was das ist. Er versucht, sich auf die Seite zu rollen, sich an einem Müllcontainer festzuhalten, sich aufzurichten, aber sein Fleisch löst sich in ganzen Stücken. Der Schmerz wirft Flammen um ihn. Sein Hirn macht dicht. Es lohnt nicht

mehr, sich dagegen zu wehren. Irgendwie ist er auch erleichtert. Also. Jetzt ist es passiert. Außer um seine Mutter sorgt er sich um nichts mehr. Sie wird sich allein durchschlagen müssen und vor allem auf den kleinen Bruder aufpassen, damit der nicht auch noch verschwindet, ein Opfer des Unglücks, das alle trifft, die ihm zu nahe kommen. Aber wer weiß, vielleicht kehrt er ja zurück, wie das Girl aus der Serie *Another Us*. Er wird nur wegen ihr zurückkommen. Um sie zu beschützen. Vielleicht gibt es das Ende gar nicht. Jedenfalls wird bald ein anderer sterben. Weil man auch ihn rächen wird, es gibt keinen Ausweg, er

*moderato*

Alle Geschichten beginnen an der Schnittstelle zwischen dem, was wir vom Realen erwarten, und dem, was das Reale uns wirklich bietet.

*Benjamin Grossmann*  
– Notiz aus seinem Handy

# I

## ZUSAMMENSTOSS

### 1

Die letzte Februarwoche hat schon begonnen, trotzdem ist er seit seiner Rückkehr von Los Angeles Mitte Dezember seine Mutter noch nicht besuchen gegangen, hat sie bloß einmal die Woche angerufen. «Einmal die Woche, das scheint mir doch eine gute Lösung, meinst du nicht?», hatte Cathie ihm vor sechzehn Jahren vorgeschlagen, als er losgezogen war, um sein eigenes Leben zu leben.

Noch heute hält er sich an diese Vereinbarung, die er für einen vernünftigen Deal hält, trotz seines übervollen Terminkalenders, der endlosen Meetings, Reisen und Zeitzoneverschiebungen. Erzählen, was es Neues gibt, ein paar beruhigend banale Sätze tauschen, ich liebe dich, mein Schatz, ich dich auch, Maman, und dann auflegen. Wenn ihm der Druck hin und wieder auf der Brust lastet, die er in eines dieser uniweißen Popelnhemden gezwängt hat, bei Figart im Zehnerpack gekauft, gestattet er sich einen zusätzlichen kleinen Anruf, unter irgendeinem Vorwand, weil Cathies ehrliche Stimme die Gabe hat, ihn mit einer wirklicheren Wirklichkeit zu verbinden als jener, in der er selbst sich jeden Tag aufhält.

Allerdings hat er seit einigen Monaten das seltsame Gefühl, dass seine Mutter sich nicht mehr richtig für ihn interessiert. Er hat den Eindruck, vielleicht zu Unrecht, dass sie ihn ganz bewusst nicht nach seiner Arbeit fragt, und wenn er davon anfängt, gelingt es ihr

immer, das Gespräch abubrechen und aufzulegen. Wie sonst ließe sich ihr Schweigen erklären, nachdem er ihr das Interview, das Anfang Juni in *Le film français* erschienen war, wenige Tage nach seiner Ernennung bei BeCurrent, flugs gemailt hatte? Der Titel ... allein schon der Titel! «Jetzt ist die endgültige Entscheidung gefallen: BeCurrent hat Benjamin Grossmann, ehemals Atlantis TV, als Verantwortlichen für die Entwicklung der Filmbranche in Frankreich auserwählt.» *Endgültige Entscheidung... auserwählt ...* Ihn, Benjamin Grossmann. Fast fünfunddreißig Jahre alt. Einen Meter sechsundachtzig groß, fünfundachtzig Kilo schwer. Angenehmes Gesicht. Hervorgetreten aus der anonymen Masse, um sich dem neuen Streaming-Riesen anzuschließen, dem Prinzen des Entertainments, mit einhundertsechs Millionen Abonnenten weltweit. Wie war es zu erklären, dass sie nie nachgefragt hat, was er in Los Angeles eigentlich tat? Wo er seine Abende verbrachte? Mit wem er Umgang hatte? An welchem Projekt er arbeitete? Während ganz Paris ihn damals mit Nachrichten und Mails bombardiert hatte, um das herauszufinden.

Wie viele weltweit ... 2000 ... 3000 ... hatten das Eintrittsticket zum neuen Eldorado der Vergnügungsindustrie erhalten, für das diese Plattformen stehen? Selbst die Obamas hatten ihren Waggon im Ansturm auf das Gold an die Lokomotive angekoppelt, mit ihrer Gesellschaft Higher Ground Productions, mit der Netflix beliefert werden sollte, der Erzkonkurrent von BeCurrent. Es vergeht kein Tag, an dem Benjamin nicht spürt, wie sein Herz sich mit Adrenalin vollpumpt, er ist direkt dran am schnellen Puls dieses neuen Wirtschaftszweiges. Und sie mischen mit, Menschenskind! Lassen ganze Sturzbäche an Geschichten auf die Menschheit niedergehen, Emotionslawinen, rund um die Uhr, sieben Tage die Woche, mit einer Großzügigkeit und einer Effizienz, mit denen kein Priester, kein Iman, kein Rabbi, kein Guru, kein Politiker mit-

halten kann. Dem, was sie erfinden, erschaffen, verbreiten, exportieren können, sind keine Grenzen mehr gesetzt. Dem, was sie aus dieser Welt machen können!

Gerade eben, kurz vor 20 Uhr 30, hatte er nach einem langen, internen Meeting, in dem es um die künftigen großen Umwälzungen ging, Cathies Nachricht abgehört – «Kannst du heute Abend bitte vorbeikommen? Ich muss dir was geben» – und beschlossen, dies als günstige Gelegenheit zu betrachten, endlich einen Moment mit ihr zu verbringen. Sich die Zeit zu nehmen, ein Glas miteinander zu trinken, zu reden, und dann auf ganz natürliche Weise zu seinem typischen Tagesablauf zurückzukehren. Diese wahnsinnige Energie, mit der er jeden Morgen aufsteht, das erste Glas Wasser trinkt, noch bevor er einen Fuß auf den Boden gesetzt hat, den selbst zubereiteten Früchte- und Gemüsecocktail zu sich nimmt, gefolgt von einem schnellen Blick auf die Kommentare zu den BeCurrent-Produktionen in den Sozialen Medien, und dann... (Nein, dass er ernsthaft mit dem Joggen angefangen hatte, musste er ihr nicht erzählen, schließlich hat Sport ihn noch nie interessiert; sie würde denken, er mache bloß die Amerikaner nach, was nicht ganz richtig ist, aber das zu erklären wäre zu zeitraubend. Er musste auch nicht über das sprechen, was sich gerade im Büro anbahnte, zumal er ihr ja die große Neuigkeit verkünden will.)

Er hätte zu der Feier von Blue Velvet gehen können, der kleinen Produktionsfirma, in der er als Praktikant angefangen hatte. Hätte seine Aura spazieren führen können, die ihn seit seiner Ernennung am Firmament umgab, inmitten einer Bande von Neidern, die sich nicht scheute, sich an ihn dranzuhängen, ihm auf die Schulter zu klopfen und vor seinen Augen zu prüfen, ob sie seine Handynummer in ihrem Adressbuch gespeichert hatten. Einige hatten ihm mit einem empörten Auflachen, gespickt mit etlichen «Kannst du dir das vorstellen?» und «Das ist doch ungeheuerlich!», hinter-

bracht, dass manche sich gefragt hatten, ob er den Posten vielleicht nur bekommen habe, weil er Jude war. Er hätte sie lächerlich machen können, indem er erklärte, dass Grossmann mit zwei N ein deutscher oder Schweizer Name war. Er hätte sie auch ignorieren und vor ihren (gespielt) verdutzten Gesichtern einfach nur den eitlen Pfau spielen können, ein Glas billigen Wein in der Hand. Ein paar lustige Anekdoten erzählen, immer die gleichen, in denen er auf bescheidene Art die Hauptrolle spielte, an der Seite von Aaron Sorkin oder Jenji Kohan ... *Aaron und Jenji, jawoll, Alter!*

Aber er hatte sich lieber unter wolkenbruchartigem Regen durch den Stau gekämpft, um ans andere Ende der Stadt ins 10. Arrondissement zu gelangen und den Abend mit Cathie zu verbringen. Warum? Weil der kleine Benji, der nach dem stolzen Lächeln seiner Mama schielte, wenn sie sein Zeugnis las, immer noch in ihm steckte, irgendwo in diesem schlanken, ästhetischen Körper mit den sorgfältig herausgearbeiteten Muskeln. Es war ihm bisher nie in den Sinn gekommen, diesen schwächtigen und vereinsamten Jungen abzuschütteln, dieses Einzelkind, das überzeugt war, ohne die Ermunterungen und die unverbrüchliche Unterstützung seiner Mutter niemals den Gipfel erreichen und eines Tages den Himmel berühren zu können. Doch seit geraumer Zeit empfand er dieses ständige Bedürfnis nach mütterlicher Anerkennung als belastend, zumal Ariane es gegen ihn ins Feld führte, wenn ihr die Argumente ausgingen; vor allem an den Winterabenden, wenn der Lichtmangel und Temperaturstürze jene Kräfte abzuschwächen drohten, die sie vor fünf Jahren einander in die Arme getrieben hatten (nur dass Ariane ihn um diese Uhrzeit im Blue Velvet währte ...).

«Warte, Nico, Benji ist gerade gekommen. Komm rein, mach schon. Ich telefoniere gerade mit Nico. Nathalies Vater hatte einen Schlaganfall, sie müssen nach Nizza fahren. Aber es geht ihm gut ...»

Gefangen im winzigen Eingangsflur der vierundfünfzig Quadratmeter großen Wohnung, gelegen im zweiten Stock, rechte Tür, den durchnässten Regenmantel über den Rücken geworfen, lässt Benjamin, dem das Schicksal des Vaters der Nachbarin, den er kaum kennt, vollkommen egal ist, seinen Schlüssel in die Tasche gleiten.

«Du musst mich dringend von dem da befreien, mein Schatz», sagt Cathie zu ihm, ihre Lautstärke dämpfend, um die Nachbarn nicht zu stören.

«Das da» ist ein Umzugskarton, der am Ende des kleinen Gangs, in den der Eingangsflur mündet, vor Benjamins ehemaligem Zimmer auf dem Boden steht.

«Nein, Nico, leg nicht auf ... Ja, gib mir Nathalie ... Ich hab alles reingepackt, was von deinen Sachen noch hier war. Auch den Film.»

«Den Film?!»

Cathie nickt – «Ja, Nathalie, wie geht es dir?» – und verschwindet im Wohnzimmer, um dort hektisch ihr Gespräch fortzuführen, als hinge das Geschick der Menschheit davon ab.

Benjamin fährt sich mit der Hand durch die triefnassen Haare, um sie zurückzustreichen, und blickt ihr nach. Sie steht leicht gebückt da, hat aber immer noch die fantastische Figur einer ehemaligen regionalen Handballmeisterin, ein Meter fünfundsiebzig, fester Gang, breite Schultern, darüber das ewige, leger sitzende Männerhemd mit hochgekrempeelten Ärmeln, dazu eine gerade geschnittene schwarze Jeans. Nachdem Cathies Begrüßung nicht so ausgefallen ist, wie er es sich erhofft hat, kämpft Benjamin gegen

die melancholische Anwandlung an, die ihn plötzlich überfällt – Enttäuschung? Traurigkeit? Letztlich hatte er keine zwei Minuten gehabt, um auf ihre Nachricht zu antworten und ihr zu sagen, dass er kommt. Es war nicht gesagt, dass sie mit ihm gerechnet hatte.

Während Cathie ihre Gesprächspartnerin mit endlos vielen guten Ratschlägen überhäuft, lässt Benjamin den Blick durchs Wohnzimmer schweifen. Es kommt ihm jedes Mal kleiner und abgewohnter vor als beim letzten Mal. Das dreisitzige Schlafsofa aus beigefarbenem Segeltuch, das sie vor zwanzig Jahren an dem Wochenende vor der Ankunft seines deutschen Brieffreundes bei IKEA gekauft hatte, mit der alten, roten Wolldecke, die gefaltet auf der Armlehne ruht. Der vage orientalisch anmutende Teppich, in dessen Mitte seine Mutter wie auf einer schwimmenden Insel steht. Das Billy-Regal, gefüllt mit Klassikern und ein paar politischen Büchern, die sie vor der Wahl gekauft hatte. Nichts Fantasiévolleres, keine Brüche. Und überall diese spürbare Sauberkeit wie ein notwendiger Trost für die Gefahren des Lebens, als wäre jede Oberfläche akribisch abgeleckt worden. Auf dem Zedernholztisch thronen ein Blumenstrauß, wahrscheinlich samstags auf dem Markt gekauft, und eine dreiviertel volle Flasche Weißwein. Daneben ein Duralexglas, halb leer. Nur eins. Für einen kurzen Moment fragt sich Benjamin, ob er nicht in die Küche gehen, sich ein Glas einschenken und sich dann aufs Sofa setzen soll, dann wäre Cathie gezwungen, ihr Gespräch abzukürzen. Aber jetzt Wein trinken, nachdem er den ganzen Tag aus Zeitmangel nichts anderes als einen Energieriegel gegessen hatte, war keine gute Idee. Seit er vor Kurzem von *Éric Berne Was sagen Sie, nachdem Sie «Guten Tag» gesagt haben?* gelesen hat, achtet er außerdem darauf, nicht das Verhalten eines bockigen Kindes an den Tag zu legen.

Benjamin verweilt ein paar Sekunden vor ihrem Schwarz-Weiß-Porträt, das im Eingang an der Wand hängt und das seine Mutter

mit der alten, silbernen Pentax ME geschossen hat, deren Auslöser immer wie eine Nähmaschine geklungen hatte. Vor dem noch unfertigen Teenagergesicht, aufgenommen in dem letzten Sommer, den er in Saint-Malo im Haus seiner Großmutter mütterlicherseits verbracht hatte, die damals schon sehr krank gewesen war. Dann wendet er sich dem Karton zu.

### 3

In den frühen 1990er-Jahren war Cathie als Cutterin im Filmarchiv tätig gewesen, ein kleiner Job, eintönig und anstrengend, in dem sie für die Restaurierung einer Reihe von Filmen der Brüder Lumière verantwortlich war, deren Material sich aufzulösen drohte. Die enorme Arbeit wurde im Rahmen des Lumière-Projekts realisiert, das vom Kulturministerium anlässlich der Feierlichkeiten zum ersten Jahrhundert des Kinos ins Leben gerufen wurde. Nach abgeschlossener Restaurierung wurden die Filme als 35-mm-Standardfilm aufgezeichnet und bei der Projektion geprüft. Oft waren mehrere Filmkopien nötig, dazwischen stundenlange Farbkorrekturen, um einen perfekten Schwarz-Weiß-Film und schließlich eine brauchbare Endkopie zu erhalten. Am Ende des Tages wurden die Zwischenergebnisse zur Verbrennungsanlage gebracht und vernichtet.

An dem Morgen, an dem Cathie, die keine Betreuung für ihn hatte, ihn aus dem Bett holen, mit Medikamenten vollstopfen und wie einen kleinen Eskimo anziehen musste, um ihn in die Festung des Filmarchivs in Bois-d'Arcy mitzunehmen, war Benjamin elf Jahre alt und hatte eine schlimme Bronchitis. Eineinviertel Stunden später – fünfundzwanzig Minuten mit der Metro, dazwischen zwei Umstiege, eine vierzigminütige Zugfahrt ab dem Gare Mont-

parnasse und ein zehnminütiger Spaziergang – packte sie ihn in eine warme Decke ein, setzte ihn in einer Ecke ihres Schneide- raums auf einen Kunstlederstuhl und begann eine lange Vorfüh- rungssitzung. Am späten Vormittag öffnete Benjamin, als er wieder ihr Parfüm im Zimmer roch (*Vol de nuit* von Guerlain, ihr einziger Luxus, wie sie sagte), seine fieberschweren Augenlider: Er sah, wie die Gestalt seiner Mutter mit dem Rücken zu ihm mehrere, wahr- scheinlich nahezu perfekte Filmkopien in einen großen Behälter hinein abspulte. Ein pfeifendes Geräusch, das an das rotierende Rotorblatt eines Hubschraubers erinnerte, erfüllte den Raum. Nach- dem sie die Filme los war, beugte sich Cathie über ihren Sohn, legte ihm zärtlich die Hand auf die brennende Stirn, flüsterte ihm ein paar liebevolle Worte zu und ging dann in den Vorführraum, um mit dem Lichtbestimmer die letzten Änderungen für die endgültige Kopie zu besprechen. Zu jener Zeit beherrschte Cathie, die vor Vitalität und Optimismus nur so sprühte, die Atmosphäre, wirbelte durch den Raum und erweckte alles, was sie berührte, zum Leben. Zumindest empfand Benjamin das so. Fasziniert von den schwar- zen 35-mm-Streifen, die wie riesige Spaghetti nero di seppia aus dem großen Behälter hingen, streckte Benjamin die Hand aus, um sie zu berühren. *Ein Film der Brüder Lumière... der Brüder Lumière!* Er war von den berühmten Erfindern des Kinematografen ebenso be- eindruckt wie von der glatten Polyesteroberfläche, die durch seine Finger glitt, und fasste den aberwitzigen Entschluss, wenigstens einen vor der Zerstörung zu retten. Er richtete sich mühsam auf, nahm einen Schluck Wasser und wartete, bis seine Atmung sich beruhigt hatte. Als er wieder zu Kräften gekommen war, schlug er die Decke zurück und stand auf. Vor lauter Eile, Aufregung und Panik wankend, zog er wahllos an einem der meterlangen silber- nen Korkenzieher-Bänder. Er wusste besser als jeder andere, dass diese Kopien exklusives Eigentum des Kulturministeriums und so-

mit des französischen Staates waren, sie dem Filmarchiv zu entnehmen, war nichts weniger als Diebstahl. Aber es war stärker als er.

Mit zitternden Beinen, ganz benommen von der Krankheit, legte er eine leere Filmspule in das elektrische Spulgerät, schob das Ende des Filmstreifens in den Schlitz und trat dann mit dem Fuß auf das Pedal unter dem Gerät. Vorsichtig, wie Cathie es ihm an einem Tag beigebracht hatte, als im öffentlichen Dienst gestreikt wurde und sie wieder einmal keine Betreuung für ihn bekommen konnte, drückte er das Pedal mit dem Fuß und sah zu, wie sich das lange Filmband um die Spule wickelte. Der Film wurde schnell dicker und nach wenigen Minuten erschien die große Handschrift seiner Mutter auf dem letzten durchsichtigen Teil des Filmstreifens: *Hafen und Vesuv, 1897 – Kopie 7*.

Jahrelang hatte er die Filmrolle, geschützt durch die kleine, runde silberfarbene Metallbox, unter seiner Matratze versteckt gehalten. Ein Grund, warum er jeden Morgen selbst sein Bett gemacht und auch selbst die Laken gewechselt hatte. Erstaunt über Benjis «unglaubliche Reife», wie sie es nannte, hatte Cathie immer eine Gelegenheit gefunden, dies mit Stolz, aber wie beiläufig zu erwähnen. Es war Beweis genug, dass sie als ledige Mutter, von einem unverantwortlichen Mann mit einem Sohn alleingelassen, gezwungen, in ein Problemviertel voller Drogendealer und Junkies zu ziehen, seine Erziehung trotzdem nicht verbockt hatte.

Benjamins Geheimnis kam wenige Tage vor seinem vierzehnten Geburtstag ans Licht. Als Cathie feststellte, dass ihr Sohn plötzlich einen Meter fünfundsiebzig erreicht hatte, gestattete sie sich das Vergnügen, sein Bett gegen ein größeres auszutauschen, eines aus dem Katalog von La Redoute.

Die Entdeckung des Films führte zu einem Streit, der über mehrere Stockwerke hinweg die Wände wackeln ließ, dem Einzigen in seiner weitgehend ereignislosen Jugendzeit. Cathie wusste, wie sehr

ihr Sohn das Kino liebte, zumal sie sich selbst zugutehielt, diese Liebe geweckt zu haben, aber sie wusste auch genau, dass er niemals, und zwar wirklich niemals, *seinen* Brüder-Lumière-Film verkaufen und damit riskieren würde, sie beruflich und wahrscheinlich auch strafrechtlich in Gefahr zu bringen. Aber der Gedanke, betrogen und verraten worden zu sein, und das über so viele Jahre hinweg, war so unerträglich, dass sie Lust hatte, alles kaputt zu schlagen. Die ganze Welt war nur auf eins aus, verstehen Sie? Die ganze Welt war darauf aus, einen zu täuschen, einem die Würde und die Geduld zu rauben; einem alle möglichen Lügen, falsche Theorien und hinterlistige Unwahrheiten aufzutischen. Da sollte einem weisgemacht werden, dass Asbest keinen Krebs verursacht, dass radioaktive Wolken an den Grenzen halt- und dann höflich wieder kehrtmachen, dass in den Kellern des Nahen Ostens Massenvernichtungswaffen wie die Pilze wachsen. Aber dass ihr Sohn so etwas tat! Hatte sie ihm so wenige Werte vermittelt, dass er log und betrog, bevor er überhaupt wusste, wie man sich richtig den Hintern abwischt?

Sie hatte lange gezögert, da sie den Film aber nicht in einen der überquellenden Müllcontainer des Mietshauses werfen wollte, die in einem baufälligen Müllraum standen – *Herr im Himmel, ein Brüder-Lumière-Film!* –, hatte sie ihn konfisziert, zusammen mit seinem Nintendo 64.

Bis zu dieser schrecklichen Entdeckung hatte Cathie sich eingebildet, ihren Sohn mit allem, was ihn ausmachte, zu besitzen, seinen Körper, seine Stimmungen, seine Mimik, seine wichtigsten Interessen, seine Ängste, seine Migräne, sein Schweigen. Sie war die Mutter, die Schöpferin und auch die Hüterin. Doch nun musste sie feststellen, dass dieser Junge sich ihr in Teilen schon lange entzogen hatte (trotz der Risse, die in den Mauern ihres Vertrauens zu ihm aufgetaucht waren, versuchte sie dennoch, keinen Zusammenhang zwischen seinem Verhalten und der Hinterhältig-

keit ihres Exmannes Alexis Grossmann herzustellen, dieses Parasiten, der sie verlassen hatte, um sich ohne einen Blick zurück mit einer anderen Frau in der Bretagne niederzulassen). Wer war Benjamin wirklich?, fragte sie sich, als sie an der halb geöffneten Tür seines kleinen Schlafzimmers vorbeiging und ihn beobachtete, wie er über das schmale, auf zwei Böcken ruhende Brett gebeugt saß, das ihm als Schreibtisch diente, und fleißig seine Hausaufgaben machte. Würde dieser dunkle Teil mit der Zeit wachsen und sein ganzes Wesen einnehmen?

#### 4

Die Beine angewinkelt und die Bauchmuskeln angespannt, um seinen Rücken nicht zu belasten, bückte sich Benjamin, um den Karton hochzuheben, der viel schwerer war, als er angenommen hatte. Er erinnert sich, dass es damals sein größter Wunsch gewesen war, wieder in den Besitz dieses Films zu gelangen, lange bevor andere Dinge – angefangen mit dem heftigen Verlangen, Inès Moaziz, die ältere Schwester seines Freundes Abdelatif Moaziz, zu verführen – sich dazwischenschoben, um ihn erst ans Ende der Liste zu verschieben und dann endgültig auszuradieren.

Er steht auf, wirft einen Blick in das sieben Quadratmeter große Zimmer, in dem er aufgewachsen ist, sein Kopf füllt sich mit wehmütigen Bildern, wie er unter dem Plakat von Jim Jarmuschs *Dead Man*, das er der Platzanweiserin im Bastille-Kino abgeschwatzt hat, seinen Silberschatz hütet. Weil er in der 5. Klasse der Vicq-d'Azir-Schule einer der wenigen Schüler war, der ein eigenes Zimmer hatte, kamen ihm diese sieben Quadratmeter damals so groß und majestätisch vor wie eine Suite im Ritz. Abdelatif lebte mit seinen Eltern und den beiden Schwestern in einer knapp dreißig Quadrat-

meter großen Zweizimmerwohnung. Benjamin lud ihn oft zu sich ein, getrieben von zwei einander widersprechenden Impulsen: dem beschämenden Vergnügen, zu sehen, wie der schwarze Blick seines Freundes vom dunklen Schleier des Neides getrübt wurde, und dem aufrichtigen Vergnügen, sein Glück und sein Spielzeug mit ihm zu teilen.

Die relative Dunkelheit des Raumes, mittendurch der rote Strich des Reklameschildes des algerischen Restaurants im Erdgeschoss, ist ihm so vertraut, dass ihm sogleich zwei gleichermaßen überraschende wie rätselhafte Dinge ins Auge fallen. 1. Cathies übliches Chaos, die das Zimmer nach seinem Auszug in eine Art Wäschezimmer und Rumpelkammer verwandelt hatte, wurde in eine Ecke verbannt und mit einer grünen Plane abgedeckt. 2. Eine Matratze, eingewickelt in seinen alten orangefarbenen Schlafsack, wurde unter Fenster gelegt; am Kopfende zwei aufgerissene Kekspackungen und eine Dose Fanta.

Noch bevor sich nach einem ersten Erstaunen Fragen auftun könnten, ertönt Cathies Stimme aus dem Hintergrund: «Ich habe alles reingepackt, was ich finden konnte, du musst es selbst aussortieren.»

«Schläft hier jemand?»

Er hat, vielleicht zu Unrecht, den Eindruck, dass sie ihn besonders aufmerksam beobachtet, als wollte sie prüfen, ob er hören kann, was sie ihm gleich verraten wird. Denn sie will ihm bestimmt etwas verraten, nicht wahr? Wenn eine Matratze auf dem Boden liegt, egal in welchem Zimmer, in egal welcher Wohnung, folgt doch automatisch die logische Annahme, dass dort jemand schläft, oder nicht?

Beim Betrachten ihres Gesichts – seit neun Monaten haben sie sich jetzt nicht mehr gesehen, obwohl er ihr vor seiner Abreise ein iPad geschenkt hat ... obwohl sie auch über Facetime miteinander

hätten sprechen können ... – fragt er sich, ob sie ihr glattes Haar, durch das viele silberne Fäden laufen, kürzer geschnitten hat. Normalerweise fallen sie ihr bis knapp auf die Schultern, während sie jetzt ...

«Hör zu, ich habe beschlossen, einen kleinen Afghanen aufzunehmen ... Na ja, klein ... Er dürfte so vierzehn, fünfzehn Jahre alt sein ... Amir ... Ein unglaublicher Junge, also man kann nicht behaupten, dass das Leben sanft mit ihm umgesprungen ist! Ich brauche Platz, damit er seine Sachen unterbringen kann, deshalb habe ich aufgeräumt. Stell dir vor, er hat sich fest vorgenommen, sein Zimmer zu streichen, vielleicht sogar die ganze Wohnung, und das heißt, dass ...»

... *Sein* Zimmer ... Hat sie wirklich *SEIN* Zimmer gesagt?

Benjamin holt tief Luft und versucht, seine Stimme neutral klingen zu lassen, aber seine Worte bekommen eine schrille Note, zumal er ungeduldig wird, weil er so müde und so hungrig ist.

«Du hast einen Afghanen aufgenommen ... Hier? Seit wann?»

«Oha, keine Ahnung! Das dürfte jetzt drei, vier Monate her sein ...»

Ah, dieses leichte Lispeln, wenn sie einer Frage ausweichen möchte! Benjamin sucht nach einer Antwort, aber Cathie kommt ihm zuvor.

«Jetzt schau nicht so, ich bitte dich. Er wird mich schon nicht mitten in der Nacht überfallen, weißt du.»

Schau nicht so. Ja, wie schaute er denn? Man könnte fast meinen, sie hätte mit seiner Reaktion gerechnet, hätte ihren kleinen, provokanten Satz schon lange eingeübt. Benji wird kommen, seine runden Augen aufreißen, mir meine Leichtsinnigkeit, meine Naivität, meinen Mangel an emotionaler Distanz vorwerfen, und ich kontere mit einem Satz, in dem das Wort «Überfall» steckt, das wird ihn auf der Stelle beruhigen. Nur dass Benji weit davon entfernt ist,

so niederträchtige wie klischeehafte Dinge zu befürchten! Vorerst stellt er einen zwingenden Zusammenhang zwischen ihren allmählich immer kürzeren Telefongesprächen ... *drei, vier Monate* ... und dem kleinen Afghanen her. Als er noch ein Kind war, hatte Cathie ihn, wenn er seinen Teller nicht aufessen wollte, mit ihrem strengen Blick gebändigt, flap, flap, flap, mit einer Mischung aus Ungeduld und Wut, und ihm dann den immer gleichen Sermon über den kleinen Afrikaner heruntergebetet, der nichts auf seinem Teller hat. Ein Sermon, der in regelmäßigen Abständen von einem scharfen «Ist dir das klar?» unterstrichen wurde, nach dem sich Benjamin vollkommen leer fühlte und der ihm seinen Egoismus, seine Undankbarkeit und seine Oberflächlichkeit vorhielt. Und jetzt ging die Tour weiter, mit einem afghanischen Teenager, der in *seinem* Zimmer wohnte! Was wollte sie ihm mit ihrem zweideutigen Lachen sagen? Dass es auf dieser Welt wichtigere Probleme gab als ihn? Dass die Menschen litten, während er sich im sonnigen Kapitalismus ein schönes Leben machte? Als ob er das nicht wüsste! Als ob er nicht ganze Tage damit zubringen würde, mit einer prometheischen Hoffnung nach starken, dichten, bewegenden, kraftvollen Geschichten zu suchen, die die Tragödien dieser Welt widerzuspiegeln vermochten.

«Das hab ich nicht gesagt ...»

«Ich weiß», sagt sie mit einem Anflug von Müdigkeit, auf den Benjamin bewusst nicht eingeht, um nicht vom Thema abzulenken.

«Ich versteh das nicht, warum hast du mir nichts davon erzählt?»

Das war genau der richtige Tonfall: nüchtern, ohne Nervosität in der Stimme.

«Weil ich nicht glaube, dass du ein offenes Ohr für diese Art von Informationen hast, mein Schatz.»

Es hätte ihn nicht verletzen dürfen, dass er angeblich kein offe-

nes Ohr für so etwas hatte, das sagt er sich selbst nur zu oft. Und doch tat es das. Ein Stich ins Herz, und im Zentrum der Stachel eines unsäglichen Vorwurfs, den er schnell für sich folgendermaßen übersetzte: «Eigentlich rufst du mich nur an, um mir von dir und deinen Erfolgen zu erzählen, Benjamin.»

Sehr gut! Wunderbar! Wenn es das ist, was sie denkt! Er war nicht gekommen – eine Stunde und zehn Minuten im Stau! –, um sich in diesem Knäuel aus Urteilen zu verheddern, und er will auch nicht länger in diesem deprimierenden Licht stehen, will nicht fühlen, was er gerade fühlt, dabei kann er es gar nicht genau definieren. Wut, Enttäuschung, das Gefühl, ausgeschlossen zu werden ... Wie auch immer man es nennt, schon schießt es ihm wie ein Stich in die Kiefer. Sodass sie sich verkrampfen. Heiß werden. Mein Gott, wie sehr er das hasst! Er hätte niemals kommen dürfen, nicht nach einem Tag wie diesem, nicht mit leerem Magen. Jeden Tag lernt er etwas besser, sich in den Griff zu kriegen, sich zu kontrollieren, das plötzliche Nervenflattern zu beherrschen, seine Emotionalität (seine Schwachstelle) zu überwinden und sich an die Fakten zu halten ... und ... und ... Und genau das wird er tun. Jetzt. Hier rausgehen, mit seinem Karton unterm Arm.

«Soll ich dir den Schlüssel zurückgeben?»

«Ja, das wäre nett. Ich wollte schon einen nachmachen lassen, aber dieses Schloss ...»

Das Ende von Cathies Satz wird von dem Bienenschwarm von Empfindungen übertönt, der in Benjamins Ohren summt. Und von dem enervierenden Klappern dieses verdammten Schlüssels, der ganz unten in der Tasche seines Regenmantels an seinem Autoschlüssel hängt. Er kramt in der Tasche, zieht ihn heraus ... und balanciert unterdessen den Karton auf seinem linken Arm. Es ist seine Schuld. Er hätte sie schon vor Jahren von seinen Sachen befreien, das Kapitel selbst beenden sollen; Gelegenheiten hatte es

Tausende gegeben. Schließlich holt er den Schlüssel heraus. Er überlegt, ob er noch den mexikanischen Schlüsselanhänger abnehmen soll, den bunten Totenkopf, den er im Sommer, als er in die siebte Klasse kam, auf einem Flohmarkt gekauft hatte, aber es ist zu kompliziert. Ganz zu schweigen davon, was es über ihn verraten würde. Kleinlichkeit ... Materialismus ...

Er geht auf sie zu – vier Schritte – und legt ihr alles in die geöffnete Hand. Dann tritt er zwanzig Zentimeter zur Seite und hat bereits die Hand auf der Türklinke.

«Okay, ich gehe dann jetzt!»

Seine Reaktion ist unverhältnismäßig. Zu dramatisch, zu viel Pathos, er weiß es, aber er kann es nicht verhindern. Immerhin hat er es dank dieser Art von Reaktion geschafft, sich in einer Welt selbstgefälliger Haie und Vatersöhnchen zurechtzufinden, er, der Sohn eines alkoholkranken Regisseurs und einer Cutterin, die von Jean-Luc Godard und Claude Sautet träumte, aber nie aus der Nummer mit den zerfledderten Filmen herausfand.

## 5

Der enge Raum mit den Briefkastenreihen wird von dem klebrigen Licht der Deckenlampe erhellt, aus der schon seit dem letzten Jahrhundert Zacken herausgebrochen sind. Eine grausige Mischung aus Feuchtigkeit in den Wänden, fettigen Fleischdämpfen und den Ausdünstungen aller möglichen Innereien, die in der schlecht belüfteten Küche des algerischen Restaurants auf Spieße gesteckt wurden, hängt starr in der Luft. Mit stockendem Atem geht Benjamin im Zickzack zur Haustür, um zu vermeiden, dass seine Church's Leder-Mokassins «Pembrey» auf die gelblichen Schlieren treten, die der Müll hinterlassen hat.

Kaum hat er die Eingangstür des Gebäudes aufgerissen, erstarrt er. Zwei Meter vor ihm erkennt er den orange-gelben Wollmantel mit dem Tigerfellkragen wieder. Es ist der Mantel der Nachbarin aus dem vierten Stock, Chloé Irgendwas, eine Frau in ihren Vierzigern, dünn und drahtig, lachende Augen und ein beunruhigend roter Haarschopf. Als Benjamin ihr vor vielleicht acht Jahren eines frühen Morgens im Mai zum ersten Mal begegnet war, rauchte sie, an die Eingangstür gelehnt, eine Zigarette. Sie hatte tiefe, dunkle Augenringe, trug ein langes geblühtes Kleid, das bis zu den Brüsten offen war, und Espadrillos. Mit der heiseren Stimme eines Menschen, der die ganze Nacht geschrien hat, hatte sie Benjamin, der aus seiner Einzimmerwohnung im zwölften Arrondissement gekommen war, um Cathies Kühlschrank zu reparieren, erklärt, sie sei vor ein paar Tagen eingezogen und warte auf die Lieferung eines Sofas. Ihre Art zu reden, erinnerte ihn an Julie Prescott, die von Susan Blakely gespielte Figur aus der bahnbrechenden Serie aus den 1970er-Jahren, *Arm und Reich*, und an die gemurmelte Replik von Rudy Jordache, als er sich im Bett an sie schmiegt: «Wenn man so rothaarig ist wie du, sollte man immer Grün tragen.»

Chloé steht drei Viertel von mir abgewandt und ist offenbar in ein Gespräch mit dem alten Youssef Khermissi vertieft, dem tunesischen Besitzer eines Ladens auf der linken Seite des Mietshauses (da er hinter der Tür steht, kann Benjamin nur seine markante Nase und ein Stück seines Stalin-Schnurrbarts sehen). Der heruntergekommene Laden, einst das Königreich der orientalischen Musik der 1980er-Jahre, reihenweise Kassetten und CDs an den Wänden, hat sich in den letzten Jahren Richtung Telefonie und Paketzustellung entwickelt und öffnet erst am frühen Nachmittag.

Ahhhrg, wie er dieses Gefühl hasst! Jedes Mal, wenn er Chloé begegnet, hat er den Eindruck, sich in ein verängstigtes Fischlein zu verwandeln, das in der albtraumhaften Falle eines elektrischen

Netzes gefangen sitzt. Allerdings ist es auch so, dass sich Chloe, sobald sich unglücklicherweise ihre Blicke treffen, nicht nur auf ihn stürzt, wild gestikuliert und laut lacht, sondern ihm auch eindringliche Blicke zuwirft, anzügliche Schmollgrimassen macht, aufreizend den Kopf neigt, und schließlich eine schlaaffe Hand auf seinen Arm legt: «Sollen wir vielleicht zu mir gehen, was trinken ...» Ein Angebot, das er sofort ausschlägt, während er sich dafür verflucht, es einmal angenommen zu haben. An einem Abend im Juni. Er hatte die Gelegenheit ergriffen, sich bei seiner Chefin, Caroline Piazzelli, beliebt zu machen – der charismatischen Gründerin von Atlantis Studio und Altantis TV, die eine Reihe von Césars gewonnen und bei verschiedenen Festivals Nominierungen bekommen hatte –, da deren Dealer auf Tauchstation gegangen war. Benjamin hatte das Büro mit dem Versprechen verlassen, die Sache so schnell wie möglich zu regeln. Er war zur Metro gerannt und hatte sich in die Küche des algerischen Restaurants vorgewagt, in dem einer der Köche, ein gewisser Reda, heimlich den Warenüberschuss unter die Leute brachte, der sonst im obersten Stockwerk eines Gebäudes an der Place du Colonel-Fabien verkauft wurde, einem der berühmtesten Orte in Paris.

Da ihm sozusagen durch den 21-Uhr-Andrang die Hände gebunden waren, hatte Reda ihn gebeten, nach Dienstschluss, gegen 3 Uhr morgens, wiederzukommen. Das war die Minimalbehandlung für weiße Gelegenheitskunden wie ihn, die seine Position innerhalb der Drogenhändlerhierarchie des Viertels verkannten und ihn als Notanker benutzten. Um nicht warten zu müssen, hatte Benjamin bei Chloe geklingelt, von der er wusste, dass sie Stammkundin war. Im Handumdrehen hatte Chloé die Sache für ihn geregelt. Zum Dank war er noch auf ein Glas geblieben, dann zwei, dann vier, hatte einen kräftigen Zug von dem Joint genommen und sich dann zur Erfrischung ein paar Lines reingezogen. Er

hatte ihr zugehört, wie sie über einen unwichtigen Typen herzog, mit dem sie gerade Schluss gemacht hatte, hatte Schuhe und Socken ausgezogen, damit sie ihm eine Massagetechnik vorführen konnte, die sie kürzlich in dem Seminar «Wellness zur Leistungssteigerung» gelernt hatte, organisiert von ihrem Unternehmen. Sie hatten gelacht, viel gelacht, halluzinierte Zuckungen, Wogen schallenden Gelächters, die über ihren Köpfen zusammenschlugen, und dann ... Natürlich bedauerte er es! Er hatte sich verhalten wie ein brünstiges Säugetier, aber vor den Internationalen Strafgerichtshof von Den Haag hätte ihn das auch nicht gebracht!

Sex war noch nie sein Antreiber gewesen. Und doch, das musste er zugeben, je mehr Erfolg er hatte, je professioneller und bedeutender er wurde und je mehr Designerklamotten er kaufte, desto mehr Sex wartete an jeder Ecke auf ihn, mit unverhoffter Leidenschaft. Sosehr man sich dessen auch bewusst war, musste man doch den Tatsachen ins Auge sehen: die Wahrscheinlichkeit, dass er – und Millionen von Männern und Frauen wie ihm – einen Seitensprung ausschlagen würden, lag nahezu bei null. Manchmal fühlte er sich immer noch schäbig, besonders wenn Ariane ihm erzählte, dass ihre Freundinnen ihre starke Beziehung bewunderten. Aber aus einem anderen Blickwinkel betrachtet, bei dem die gesellschaftliche Dimension stärker zum Tragen kam als die moralische, gehörte dieses Fehlverhalten nun mal zu dem Preis, den man zahlen musste, wenn man ganz nach oben kommen wollte: BeCurrent. Eine Spitzenposition, durch die Ariane (unter anderem) am Tisch von Simon Baker speisen und ihre Instagram-Story mit angeberischen Selfies fluten konnte. Wie stellen sich die Menschen das eigentlich vor? Dass man nur einen Traum haben, Wettbewerbe gewinnen, einen guten Abschluss machen, einen Job finden, sich den Arsch aufreißen muss, und dann kommt der soziale Aufstieg ganz von allein?

Benjamin zieht langsam die Eingangstür auf, sein Blick fällt auf Fataler Irrtum, die gerade einen Zettel liest, den Khermissi ihr überreicht hat. Tief über den Karton gebeugt, geht er an der Restaurantfassade entlang, wobei sein The-Kooples-Regenmantel ein paar widerwärtige, feuchte Staubmäuse aufwirbelt. Als er sich hundert Schritte weiter in Sicherheit wähnt, hebt er den Kopf und geht schnellen Schrittes Richtung Belleville.

Die nächtliche Februarkälte ist wie ein Schlag ins Gesicht. Es regnet nicht mehr, aber die Luftverschmutzung ist immer noch hoch. Ein paar Meter weiter kämpft ein Lkw mit zerbeulter Karosserie mit dem Einparken und verursacht einen unüberhörbaren Stau.

## 6

Nach zwei gescheiterten Manövern setzt Xiang Hu Liu zum dritten Mal zum Einparken an. Er weiß, dass der Platz nicht reicht, und glaubt, es trotzdem zu schaffen. Die anderen Autofahrer können gern hupen, soviel sie wollen, um diese Tageszeit sind so viele auf Parkplatzsuche, da wird er auf dem Boulevard keinen besseren mehr finden.

Bevor er einen neuen Versuch unternimmt, rückwärts einzuparken, kurbelt er das Fenster herunter, damit sich der Beschlag auf der Windschutzscheibe auflösen kann. Sofort dringt ein stechender Uringeruch in die Fahrerkabine, und er verzieht unwillkürlich das Gesicht. Den Blick starr in den Rückspiegel gerichtet, bewegt er vorsichtig das Lenkrad. Als er sich vorbeugt, um die Entfernung besser einschätzen zu können, sieht er sich im Rückspiegel. Das Bild eines verbrauchten Achtunddreißigjährigen, der bald noch jämmerlicher dran sein wird, als er es jetzt schon ist. Um die Wahr-

heit zu sagen, kann er sich nicht mehr recht an das sanft lächelnde Gesicht des jungen Xiang Hu Liu erinnern, leitender Angestellter in einer Fabrik in Wenzhou, der jeden Morgen in einem gestärkten Hemd und einem maßgeschneiderten Anzug zur Arbeit ging, in Begleitung seiner jungen Frau, Mei Yang, die in der Produktionswerkstatt Vorarbeiterin war. Es fällt ihm sogar schwer, sich vorzustellen, dass in seinem schmerzenden Körper jemals ein so selbstbewusster, ehrgeiziger Mensch existiert haben könnte, wahrscheinlich weil er an einem Morgen im Juni 2009, vor dem mit Vorhängeschlössern versperrten Gittern des Personaleingangs, so urplötzlich verschwunden war. Mit wenigen Worten, auf Schreibmaschine getippt, mit Tesa an eine der Metallstangen geklebt, hatte man sie über die endgültige Schließung der Fabrik informiert. Keine vorherige Ankündigung, keine Erklärung. Keine Hilfeleistung. Nicht an diesem Morgen und auch nicht am nächsten. Man hatte ihn nicht zum Jammern oder zum Selbstmitleid erzogen, aber nach all den Jahren konnte ihn niemand, und zwar bis heute nicht, von dem nagenden Gefühl befreien, dass sein Leben, was auch immer er tat, von dieser Demütigung tief getroffen, für alle Zeiten nur einem erbärmlichen, wackeligen Stuhl gleichen würde.

Xiang Hu Liu versucht, mit aus dem Fenster gerecktem Kopf genau aufzupassen, damit er nicht wieder mit dem Hinterrad an der Bordsteinkante hängen bleibt. Seit einigen Monaten beobachtet Mei ihn aus dem Augenwinkel, wenn er abends von der Arbeit nach Hause kommt, und wenn er aus Versehen einmal blinzelt, stürzt sie sich auf ihn und ruft: «Siehst du, du brauchst eine Brille! Was du da gerade gemacht hast, das hast du früher nie gemacht!» Er lässt sie zwitschernd wie ein Beo um ihn herumspringen, eine Brille, eine Brille, eine Brille, zuckt mit den Schultern, wendet sich ab, achtet nicht auf sie. Was soll er sich eine Brille kaufen! Im Moment gehen ihm die 1500 Euro nicht mehr aus dem Kopf, die

sein Chef, Peifeng Yu, von ihm fordert, weil er am Lastwagen ein paar Schäden verursacht hat. Es beschäftigt ihn so sehr, dass er nachts nicht mehr schlafen kann. Er weiß, dass er jederzeit zu Frau Chi gehen kann, die Kredite an Geringverdiener wie ihn vergibt, aber die Zinsen, die sie verlangt, sind so überzogen, dass er ihr sein ganzes Monatsgehalt überlassen müsste, obwohl er doch eigentlich auf eine Waschmaschine sparen wollte. Er hat gerade erst die Rückzahlung der 2400 für die Wohnungskautions geleistet. Und davor waren es 1200 für den französischen Führerschein. Und noch davor die 27 000 Euro Reisekosten, die er für sich und seine Frau an die Schleuser zahlen musste und zehn Jahre lang abbezahlt hatte. Inzwischen gibt Peifeng Yu ihm kein Geld mehr. Erst hat er ihn schwarz arbeiten lassen, jetzt weigert er sich, ihm seinen Lohn zu zahlen. Das geht nun schon bald drei Wochen so. Er musste sich 100 Euro von Jian ausleihen, seinem Kollegen aus dem Restaurant, in dem er seit neun Jahren arbeitet, durfte Mei aber nichts davon sagen. Zum Glück gib ihm die Wirtin Essen für die Kinder mit. Wenn er könnte, würde er noch einen dritten Job annehmen, aber seine Tage sind bereits randvoll. Sogar die Samstage. Aufwachen um 4:30 Uhr. Von 6 bis 10 Uhr Lieferung an Peifeng Yu, dann von 10 bis 16 Uhr der Dienst im Restaurant, an zwei Abenden in der Woche sogar bis Mitternacht; an den anderen Abenden stehen weitere Lieferungen an. Hin und wieder bittet Peifeng Yu ihn darum, eine Prostituierte und ihre Kunden hinten in den Lastwagen zu lassen und mit ihnen ein paar Runden auf dem Périphérique zu drehen. Anschließend muss er auch noch alles wieder sauber machen.

Als der Lkw mutwillig beschädigt wurde, bat er Peifeng Yu – der wie er aus der Stadt Rui'an stammt, aber seit etwa dreißig Jahren in Frankreich ansässig ist – um Nachsicht. Er versprach ihm, es werde nicht mehr vorkommen; er werde aufpassen, werde noch härter arbeiten, auch sonntags, aber der dicke Fettkloß hat ihn so gleich-

gültig angeschaut, als sei er eine zerquetschte Wanze, und gebrum-melt, er schulde ihm diese 1500 Euro, weil es seine Schuld sei, denn er hätte ja nicht in einer so dunklen Straße parken müssen. Dabei war die Straße gar nicht so dunkel gewesen, aber Xiang Hu Liu hatte nicht weiter insistiert, denn er hatte Angst, Peifeng Yu zu beleidigen und auf der Stelle gefeuert zu werden. Seitdem parkt er nur noch auf dem Boulevard, vorzugsweise in der Nähe einer Straßenlaterne, auch wenn das zur Folge hatte, dass er eine Stunde lang durchs Viertel kurven musste.

Er zieht die Handbremse an, verriegelt das Lenkrad und steigt aus. Noch bevor er die Tür abschließt, zündet er sich eine Zigarette an, die er in La Chapelle irgendwelchen Schmugglern abgekauft hat, nimmt einen langen Zug, um seine Nerven zu beruhigen. Sie würden über die Runden kommen, wenn Mei noch in der Textilwerkstatt arbeiten würde. Aber als sie vor über einem Monat zum dritten Mal überfallen wurde, wollte sie nicht mehr dorthin zurück. Der Inhaber der Werkstatt, Luc Yong, ein eingebürgerter Chinese, hat schnell Ersatz für sie gefunden und ihr nicht einmal mehr den letzten Wochenlohn ausbezahlt. Diesmal verfolgten die Gau-ner sie mehrere Meter, warfen sie zu Boden und entrissen ihr die Handtasche. Es sind immer die gleichen, Xiang Hu Liu sieht sie abends, wenn er das Restaurant verlässt. Schwarze und Araber, alle minderjährig. Wenn die Nacht hereinbricht, kommen sie wie Regenwürmer aus den Cités gekrochen und fallen über sie her, weil sie überzeugt sind, dass Chinesen immer Geld in der Tasche haben. Sein Kollege Jian hat ihm erklärt, dass «einen Chinesen bashen» sogar ein Initiationsritus ist, wenn man einer Gang beitreten will. Mei hatte zwei gebrochene Rippen, aber sie erstatteten keine Anzeige. Wenn sie Französisch sprechen würden und ihre Lebensverhältnisse etwas stabiler wären, dann hätten sie es wohl getan.

Trotz der brennenden Straßenlaternen und der bunten Leuchtreklamen ist der Boulevard de la Villette, den in der Mitte ein Grünstreifen teilt, fast immer schummrig, fast düster.

Wer noch nie in Paris war, wer nur an Postkarten oder die prunkvollen Panoramen französischer Exportfilme denkt, kann sich nicht vorstellen, dass dieses Viertel, das sich über vier Arrondissements im Osten der Stadt erstreckt, nur etwa dreißig Gehminuten vom schicken Marais entfernt liegt. Anders als auf diesen weichgezeichneten Bildern sind wir hier am Nullpunkt architektonischer Harmonie angelangt. Von den 1950er-Jahren bis heute sind anarchische Renovierungen, sukzessive Abrisse und eine willkürliche Bebauung der Grund dafür, dass alle, die es wagen, den Blick nach oben zu richten, mit Verletzungen ihres ästhetischen Feingefühls und Zuckungen der Netzhaut zu rechnen haben.

Eingequetscht zwischen altehrwürdige Gebäude, denen die Auspuffgase graue Fassaden bescherten, sind die modernen großen Mietshäuser mit den bezahlbaren Mieten, wahrscheinlich entworfen von rachsüchtigen Geistern, denen es nicht gelang, den ausgeschriebenen Wettbewerb für die Louvre-Pyramide zu gewinnen, von einer atemberaubenden barocken Hässlichkeit. Es fehlt ihnen nicht nur an Ästhetik, sie sind noch dazu erstaunlich heruntergekommen. Mit billigen Materialien erbaut, scheinen sie bereits Jahrhunderte alt. Die Klamottenläden und Lebensmittelgeschäfte ereilt das gleiche Schicksal: kaum renoviert, verfallen sie auch schon wieder. Man könnte meinen, je mehr sozial Schwache in einem Viertel leben, desto weniger Aufmerksamkeit und Beachtung hat es verdient. Und was den Bevölkerungsreichtum angeht, dessen linke Wurzeln in die Arbeiterklasse zurückreichen, bis zur Kommune und darüber hinaus, sowie die sukzessiven Einwande-

rungswellen – Polen, Armenier, Griechen, Belgier, Italiener, aschkenasische Juden, Marokkaner, Algerier, Portugiesen, Tunesier, sephardische Juden, Chinesen –, hat das Dreieck Belleville/Ménilmontant/Jaurès die Nase vorn. Danach folgt die ewige Spirale. Die natürliche Anpassung des menschlichen Verhaltens an seine Umwelt. Schmutz, Dreck, kaputte Möbel auf dem Bürgersteig, zerbrochene Flaschen, getrocknete Pisserrinnsale, Kotzepfützen ...

... Benjamin Grossmann weicht zweien aus, kommt an einem weiteren Telefonladen vorbei, dem vierten in weniger als fünfzig Metern; dann an dem vietnamesischen Restaurant, das sich auf Suppen spezialisiert hat; dem alten Waschsalon, der von einem Ehepaar aus dem ehemaligen Jugoslawien betrieben wird, wo der Mann, ein Koloss von über eins neunzig, mit einer alten, geschwollenen Narbe quer über dem rasierten Schädel, noch unter der blendenden Dusche der Neonleuchten alles putzt. Mit drei langen Schritten sprintet er über den Boulevard, um den mittleren Grünstreifen zu erreichen. Vor etwas mehr als fünfundzwanzig Jahren, als Cathie und er nach der Scheidung seiner Eltern aus der Wohnung in der Rue d'Alésia im 14. Arrondissement ausgezogen waren, um hierher, ins Gelobte Land der Verdammten der Erde, ins Herz der gescheiterten Utopie des Kosmopolitismus zu ziehen, gab es diesen Asphaltstreifen noch nicht. Ursprünglich für Spaziergänge am Tag konzipiert, wurde er nach Einbruch der Dunkelheit zum Hoheitsgebiet chinesischer Prostituiertes, die in regelmäßigen Abständen in Trauben beisammenstanden. Innerhalb weniger Jahre, während das euphorische Lachen des chinesischen Wachstums die Welt erzittern ließ, wurden die Neuankömmlinge durch ihren spektakulären Zuwachs gezwungen, ihren Wirkungskreis weit über den ursprünglichen Standort in der Nähe des asiatischen Supermarkts von Belleville zu erweitern. Indem sie zwei so widersprüchliche Konzepte wie Diskretion und Sichtbarkeit perfekt miteinander

kombinierten, hatten sie sich allmählich auf den mittleren Grünstreifen vorbewegt, ihn Meter um Meter erobert, ohne dass es jemandem aufgefallen wäre. An diesem Abend sind es mindestens zwanzig – *zwanzig!* – direkt vor Benjamins Augen. Alle mit langen, fransigen Haaren, Miniröcken aus Synthetik, dicken, silbrig glitzernden schwarzen Strumpfhosen, plaudernd oder herumhüpfend, um sich warm zu halten. Sie sind jünger, außerdem verführerischer als ihre Vorgängerinnen, Frauen, die ganz unauffällig ausgesehen hatten und die Benjamin an den Samstagnachmittagen, wenn er mit seiner Mutter einkaufen ging, den Einkaufswagen mit dem Schottenkaro hinter sich herziehend, neugierig beobachtet hatte. Dass sie Arm in Arm untergehakt den Boulevard auf und ab liefen, hatte ihnen den Spitznamen «Bordsteinschwalben von Belleville» eingetragen. Ihre unaufgeregte und verzweifelte Inszenierung hatte etwas, das ihn zugleich faszinierte und abstieß. Was genau war es? Er war sich nicht ganz sicher.

Benjamin, der sich dessen bewusst ist, dass er sogar in diesem verwahrlosten Zustand durch seine Erscheinung noch ihre Aufmerksamkeit erregt, eilt schneller zu seinem auf der anderen Seite des Boulevards geparkten Auto. Auf keinen Fall möchte er mit ihnen in Kontakt kommen, möchte nicht hören, wie sie glucksen und um ihn herumscharwenzeln. Er hat vor allem eine Scheißlust auf eine Zigarette. Ein Himmelreich für eine Zigarette! Er holt tief Luft – ein vergeblicher Versuch, die Anspannung loszuwerden, die ihm jetzt in jedem Muskel steckt –, dann weicht er einem Motorroller aus, und schon steht er auf dem Bürgersteig gegenüber.

Drei Tage nach seiner Ankunft in Los Angeles hatte er mit dem Rauchen aufgehört, hatte sich den Forderungen des Trainers von BeCurrent, Kenneth Altman, gebeugt, der das alterslose Aussehen eines Videospiel-Söldners und den starren Blick eines Waschbären hatte. Mit seinem wie aufgeklebten Lächeln, mit dem er Vertrauen

schaffen wollte, hatte er *Benny* erklärt, um Teil der *BeC-Community* zu werden, müsse man als Erstes einen Lebensstil annehmen, der mit der Effizienz und Klarsicht konform ging, die man von ihm erwartete. Täglicher Sport, Vitamincocktail, glutenfreie Mahlzeiten, Meditation ... und einen ganzen Haufen weiterer Routinen, die er sich angewöhnen musste, um die Leistung jener Maschine zu steigern, die die Gruppe repräsentieren und Dollars einfahren sollte, denn genau das war sein Körper jetzt. «*You do not belong to yourself anymore, buddy. You belong to something bigger... Much bigger than you!*»

*Benny* gehorcht so schnell und entschieden wie ein Junge, der zu allem bereit ist, um vom Weihnachtsmann das erste Spielzeug auf seinem Wunschzettel zu bekommen. Was hat es noch für eine Bedeutung, dass die Amerikaner uns mit ihrer Werbung, ihren ikonischen Bildern und den Lügen gedungener Ärzte den größten Teil des zwanzigsten Jahrhunderts gezwungen haben, ihre Zigaretten zu rauchen! Jetzt pflückt der Marlboro-Cowboy sein Pferd vor einem Fitnessstudio an, nimmt Echinacea, um sein Immunsystem zu stärken, und schluckt Chia-Samen, und wieder einmal bleibt einem nichts anderes übrig, als zu gehorchen. Nur ist Paris nicht L. A. Aus der Traum vom Kaninchen aus dem Zauberhut und dem verwunschenen Wald des Hollywood Boulevard. Seit seiner Rückkehr liefert sich Benjamin sinnlose Schlachten mit seinen Nerven, um sich nur ja keine anzustecken.

Außerdem wandert sein Blick nach links, angezogen von der tristen Fassade des Café-Tabac der Familie Cheng. Um seinen unbändigen Drang zu bezwingen, denkt er an jenen fernen Novembernachmittag zurück, den er am elften Geburtstag des ältesten Sohnes Georges Cheng, einem fettleibigen Jungen mit Bürstenhaarschnitt, der ihn aus unerfindlichen Gründen zum Freund gewählt hatte, dort zwischen den Formica-Tischen verbracht hatte. Abdel Moaziz

hatte sich über ihn lustig gemacht, weil er der einzige Weiße war, der eine Einladung erhalten hatte. Die gelb-rosa Sahnetorte, der zahnlose Großvater, der an der Theke hockte, der eisgekühlte Kokosnussaft, die Bonbontüte, gefüllt mit Leckereien, die scharf gewürzt und überraschend waren ...

Benjamin geht einen Schritt langsamer, gerade so viel, dass er den Tabaktresen im hinteren Teil des Raumes und die einfarbigen Zigarettenschachteln in den Regalen sehen kann. Jawohl, das ist es: Er wird hineingehen und sich eine Packung Kippen kaufen. Er hat gerade mit der Entwicklung von *Spleen* begonnen, einem 78 Millionen Euro teuren dystopischen Science-Fiction-Thriller mit Juliette Binoche und Christian Bale in den Hauptrollen, da dürfte es ihm ja wohl gelingen, eine einzige jämmerliche Zigarette zu rauchen, ohne gleich die ganze Packung aufrauchen zu müssen! *Sieh dich doch um, Captain America wird hier nicht aus dem Nichts auftauchen und dir das Ohr lang ziehen, um dich auf den rechten Weg zurückzubringen... Du bist zu Hause, verdammt noch mal, das ist deine Stadt, dein Viertel, du machst, was du willst!*

## 8

Ein leicht melancholisches Wärmegefühl umfängt ihn. Er fühlt sich wie ein Reisender, der zum Ausgangspunkt seiner Odyssee zurückgekehrt ist, nachdem er den Wirren der Zeit getrotzt und tausend Stürme überstanden hat. Hier sieht es aus wie damals, ein unwandelbarer Ort, festgefahren in Gleichgültigkeit und beherrscht von ureigenen Gesetzen.

Der Saal ist voll und in eine virile Dämmerlichtatmosphäre getaucht. Von dem kleinen Altar, der am Fuß eines kalten Heizkörpers steht, steigt Weihrauchduft auf. Betrunknen sitzen die Chine-

sen an den Tischen, rubbeln Karten aus *Cash* und *Millionaire* frei und schreien in Mandarin, in Wenzhou oder im Dialekt irgendeiner anderen verlorenen Provinz im hintersten Fernen Osten herum. Er hat sie schon immer um ihre Freiheit beneidet und sich zugleich über sie geärgert. Die Freiheit, so zu sein, wie man ist, so zu leben, wie man leben möchte, ohne irgendetwas oder irgendjemandem auch nur das geringste Zugeständnis zu machen, und der Kultur des Gastlandes schon gar nicht. Wenn er einem dieser Männer erzählen würde, dass ihm neuntausend Kilometer von hier entfernt ein Verrückter, der sich proteinlastig ernährt, das Rauchen verboten hat und dass er ihm gehorcht wie ein verängstigter Hund, würde der in ein ansteckendes und beschämendes Gelächter ausbrechen.

Zum ersten Mal hat Benjamin das seltsame Gefühl, dass BeCurrent ihm im Tausch für seine Träume und Wünsche den Willen abgesaugt, ihn in eine mächtige Marionette verwandelt hat, so künstlich wie vergänglich, und dann in dieser Stadt ausgesetzt, um dem Unternehmen zum Aufschwung zu verhelfen. Er weiß, dass alle Produzenten am Standort Paris, wirklich alle, ihn zu kontaktieren versuchen, in der Hoffnung auf ein Treffen, auf sein gesteigertes Interesse für ihr Einzel- oder Serien-Projekt. Wer ihn in letzter Zeit gesehen hat, brüstet sich gern mit einem: «Ich habe Benjamin gesehen, weißt du, Grossmann...» Wer ihn noch aus einem anderen Leben kennt, einem, in dem man ihn kaum eines Blickes würdigte, sagt jetzt stolz: «Du kannst ihn gern von mir grüßen, wenn du magst.» Aber wer ist er jetzt, in diesem Augenblick? Wer ist dieser Mann, der in dem Bewusstsein auf den Tabaktresen zugeht, dass kein Kopf sich nach ihm umdrehen, kein Blick ihm seine Existenz bestätigen wird, während er selbst es nicht mehr gewohnt ist, ignoriert zu werden und sein Lächeln in alle Richtungen zu schicken, ohne dass es jemand noch im Flug auffängt? Hat er wirklich hier einen Geburtstag gefeiert?

Vor ihm tauscht ein Chinese mit abgewetzter Jacke das Los, mit dem er gewonnen hat, gegen ein Dutzend weitere, die er sich mit der Akribie eines Wissenschaftlers aussucht. Unterdessen wirft Benjamin einen Blick auf den Tresen und glaubt, Georges Cheng wiederzuerkennen, halb verdeckt hinter dem krummen Rücken seines Vaters. Verwaschenes, formloses T-Shirt. Die Arme über dem kräftigen Oberkörper gekreuzt. In eine angeregte Diskussion mit einem Typen verwickelt, der einen Arm in der Schlinge trägt. Ja, das ist er. Die Wangen sind weniger rund, aber die tiefen Grübchen sind dieselben. Schon als Kind hat er immer gesagt, dass er dort, hinter diesem Tresen, enden wird. Und das war schließlich schon eine ganze Menge. Eine Bar-Tabac in Paris, auf dem Boulevard de la Villette! Die Garantie für eine rentable und solide Erwerbstätigkeit.

Während Benjamin Georges beobachtet, erklingen in seiner Tasche vibrierend die ersten Töne von Lana Del Reys «Video Games», die Ariane sich ausgesucht hat, damit ihre Anrufe sich von den anderen abheben. Er zögert noch, ranzugehen. Wenn er es nicht tut, wird sie wieder anrufen, bis sie zu ihm durchdringt. Wie soll er ihr erklären, dass er den Anruf nicht annehmen konnte, wo er doch eigentlich im Blue Velvet sein sollte, mitten auf einer todlangweiligen Party?

Er verlagert das Gewicht des immer schwerer werdenden Kartons auf den linken Arm, zieht umständlich sein iPhone 11 aus der Innentasche seines Regenmantels, die plötzlich bodenlos tief zu sein scheint. Als er abhebt, fällt ihm Cathie ein. Sie hat ihm nicht einmal die Chance gegeben, ihr zu sagen, dass Ariane schwanger ist ...

«Wo bist du?», schießt Ariane gleich los.

Die brüske Frage lässt vermuten, dass es ihr ziemlich egal ist, wo er sich aufhält, nur dass er noch nicht wieder zurück ist, das passt ihr nicht.

«Ich bin bald zu Hause, Schatz», sagt er und hat Mühe, den Karton festzuhalten, der sich schon gefährlich neigt.

«Der Dubliner Makler hat gerade angerufen. Um zehn Uhr nachts, stell dir vor ... nur um mir zu sagen, dass die Wohnung, die wir haben wollten, heute Nachmittag vermietet worden ist. Er hat mir zwei Fotos von einer anderen in der Nähe der Grafton Street geschickt, wir müssen uns schnell entscheiden.»

Im gleichen Augenblick macht der Mann, der vor Benjamin in der Schlange steht, die Hände voll bunter Rubbellose, einen Schritt zur Seite, ganz offensichtlich um ihm Platz zu machen. Durch ein Plexiglasfenster vor Aggressionen von außen geschützt, wirft die chinesische Verkäuferin, die einzige Frau an diesem Ort, Benjamin einen unergründlichen Blick zu. Die Art von Blick, mit denen die Chinesen im Viertel nur die Nicht-Chinesen anschauen.

In seiner Bedrängnis stellt er eine Ecke des Kartons auf dem Treppen ab.

«Warte, Ariane ... Ich ... Es ist zu laut hier ...»

«... Ernsthaft, ich glaube, du musst ...»

«Ich kann dich nicht hören ...»

«Ich rufe dich zurück ...»

«Nein, ich ruf dich zurück ... Ariane?»

Aufgelegt.

Er würde das verfluchte Telefon gern sofort ausschalten, vielleicht hat sie ihn ja nicht gehört oder wollte nicht hören, dass er sie zurückruft. Doch die ungeduldige Miene der Verkäuferin, die sich schon dem nächsten Kunden zuwenden möchte, hält ihn davon ab.

Es bedarf einer weiteren Reihe von Turnübungen, um seine Brieftasche aus der Innentasche seiner Jacke zu ziehen, das Päckchen Winstons zu bezahlen, das über und über mit makabren Warnungen bedruckt ist, den Karton abzustellen, sein Wechselgeld einzustecken, den Karton wieder an sich zu nehmen, sich umzudrehen

und dem Kerl hinter ihm, der ihn fast schon über den Haufen rennen möchte, um an sein Glücksspiel zu kommen, mit kräftiger Stimme eine Entschuldigung entgegenzuschmettern... Und den Raum schließlich in die andere Richtung zu durchqueren.

Plötzlich geht die Tür auf und katapultiert einen schwarzen Hoodie Richtung Benjamin, zusammen mit der eisigen Luft von draußen. Der Zusammenstoß ist nicht heftig, aber durch das Gewicht des Kartons gerät Benjamin aus dem Gleichgewicht.

Es vergehen einige Sekunden, bis er den Körper bemerkt, der vor seinen Füßen kauert, die Hand auf der Zigarettenschachtel, die auf den Boden geschleudert worden ist. Der Körper richtet sich mit der Wendigkeit eines Tänzers wieder auf und steht ihm plötzlich von Angesicht zu Angesicht gegenüber. Obwohl er fast einen Meter achtzig groß ist, ist es ein Jugendlicher. Sechzehn, siebzehn Jahre alt. Gemischtrassige Eltern. Kapuze auf dem Kopf. Große haselnussbraune Augen. Ein schwarzer Flaum über der Oberlippe. Sein jugendliches Gesicht, wie festgeschraubt auf den breiten Schultern, ist so nah, dass Benjamin seinen Atem spüren kann, der nach einer kräftig gewürzten Soße riecht, als er ihm ein lässiges «sorry» hinwirft, bevor er die Zigarettenschachtel auf den Karton knallt. Von dem Bedürfnis getrieben, schnell seine Verärgerung zu zeigen und sich als Erwachsener aufzuspielen, will Benjamin gerade den Mund aufmachen und ihm einen knappen Satz mit einem «pass auf» darin vor den Latz knallen, aber der Junge steht schon in der Schlange vor den Tabaktresen. Das silberne Nike-Logo auf seinem Rücken glänzt unter dem Licht der in die Zwischendecke eingelassenen Spots.

---

Mehr Informationen zu diesem und vielen weiteren Büchern aus dem Verlag C.H.Beck finden Sie unter: [www.chbeck.de](http://www.chbeck.de)